

Der Missionar der Zukunft

Von Walbert Bühlmann OFM^{Cap}, Freiburg/Schweiz *)

Gestern beschäftigten wir uns mit der beängstigenden Frage: „Warum noch Mission?“ Sie wird nicht bloß von außen gestellt, von den ewigen Gegnern der Mission, sondern auch von innen, selbst von Missionaren. Wir haben die Antwort bekommen und angenommen, daß es weiterhin Mission der Kirche zu geben habe. Damit setzen wir stillschweigend die Voraussetzung, daß es weiterhin Missionare geben werde.

Das stellt uns vor die neue Frage: wie muß dieser Missionar der Zukunft sein, damit es ihn überhaupt noch gebe, und damit er im Missionsland ankomme? Sie muten mir nicht zu, daß ich in Prophetie mache. Hingegen lehrt uns die vielgenannte Futurologie und die prospektive Haltung, aus Entwicklungstendenzen, die sich bereits abzeichnen, zu berechnen, wie es in 10, 20 Jahren sein könnte, und die Schlüsse für das Jetzt daraus zu ziehen, damit wir die Dinge nicht passiv über uns kommen lassen und nicht in 10, 20 Jahren plötzlich vor nicht mehr zu bewältigenden Situationen stehen. Es ergeben sich also Fragen wie: Wie sieht die Welt aus, in die der Missionar der Zukunft ziehen wird? Wie muß das Leitbild des Missionars gestaltet werden, damit es weiterhin attraktiv wirke? Wie sollen die jungen Missionare jetzt gebildet und ausgebildet werden, damit sie im morgen bestehen können?

Man könnte revolutionäre Antworten auf diese Fragen erwarten und auch geben. Die heutige Jugend, die morgen Missionare liefern wird — wenn schon — denkt ja revolutionär. Aber Revolution kann nicht bloß erfolgen in radikaler Verwirklichung von Zukunftsvisionen, sondern auch von vergangenen, aber noch gültigen Ideen. Gerade in unserem Bereich kann man sich keinen Bruch mit der Tradition leisten, sondern muß sich im Gegenteil vermehrt wieder auf die eigentlichen Ursprünge besinnen. Denn der Missionar kann sich nicht selbst begründen. Er kann sich nicht an den paar Wolken, die durch den blauen Himmel einer erträumten Zukunft fahren, aufhängen. Er kann sich nur verstehen im Blick zurück. Sein Standort und sein Fundament sind ihm zum voraus gezeichnet: im vorgegebenen und unwiderruflichen Heilsplan Gottes! Die Welt entläuft Gott ja nicht, trotz allen gegenteiligen Anscheines. Der Missionar der Zukunft wird in keiner andern Welt wirken können als in jener, die vom Heilsplan Gottes bereits umfassen und in ihr Koordinatensystem ge-

*) Die folgenden Ausführungen geben ein Referat wieder, das auf der Mitgliederversammlung des Katholischen Missionsrates am 21. Juni 1968 in Würzburg gehalten wurde.

bracht ist. Das alles hindert freilich nicht, menschlichen Ballast der Jahrhunderte abzuwerfen, um um so freier sich von der Schau Gottes bestimmen zu lassen, vor allem vom Zentralgeheimnis der Erlösung, der Sendung des Sohnes in diese Welt, die auch im Dekret „Ad Gentes“ die theologische Grundlage der missionarischen Tätigkeit der Kirche ergab. — Im Anschluß an diese Sendung, wie sie im Johannes-Prolog in theologischer Fülle und Intensität beschrieben ist, machen wir einige Überlegungen zum Thema: der Missionar der Zukunft.

I. EINE FESTSTELLUNG: DER MISSIONAR DER ZUKUNFT ZIEHT IN DIE FREMDE

Er ist berufen zur Teilhabe am „sarx egeneto“ des Logos: Er ist Fleisch geworden, nicht bloß „anthropos“, Mensch, oder „soma“, Leib, sondern kraß und kontrapunktisch wird hier markiert, daß der Logos ein an sich fremdes Element annahm und unter uns „zeltete“, wie es im griechischen Urtext heißt.

Der Missionar zog schon immer in die Fremde: in ungeahnte Distanzen, mit unberechenbarem Risiko, ohne (im Gegensatz zu den Astronauten) damit zu rechnen, wieder zurückzukehren, und in ein primitives Leben. Diese, wie man sie nennen könnte, exotische Fremde ist heute vielfach aufgehoben. Die Distanzen sind in ein paar Flugstunden verkürzt; der Abschied wird durch die Hoffnung auf den Urlaub in 5 Jahren erleichtert; das primitive Leben ist, was Wohnen, Essen und Reisen angeht, annähernd dem europäischen Standard angepaßt. Diese verschwindende exotische Fremde wird durch eine neue psychologische Fremde abgelöst, die Fremde in einem höheren Grade bedeutet.

Wir müssen das etwas verdeutlichen. Früher zogen die deutschen Missionare nach Deutsch-Ostafrika, die belgischen in den Belgischen Kongo, die französischen nach Französisch-Afrika. Man verließ also Europa, um überall wieder Europa zu finden. Man trat gleichsam aus dem Haus heraus, um unter dem erweiterten Vordach der europäischen Schutzherrschaft zu bleiben. Man wußte sich überall irgendwie zuhause und konnte es sich leisten, sich überall wie zuhause zu benehmen, eben als Europäer, der vom Ansehen des weißen Mannes und der weißen Kultur zehrte. — Nicht nur im nationalen, auch im kongregationellen Sinn zog man in „seine“ Mission. Die Benediktiner, Weißen Väter, Spiritaner, Mariannahiller usw. wirkten in ihren je eigenen, geschlossenen Missionsgebieten.

Heute ist nicht mehr überall in der Welt Europa. Man redet von einer polyzentrischen Welt. Jedes Volk ist sich selber geworden. Wie sehr wir vor einer ganz neuen Situation stehen, geht daraus hervor, daß die Kirche ihre Mission eigentlich fast immer in Kolonialländern ausübte: Palästina,

ihr Ursprungsland, war eine römische Kolonie; die Ausbreitung in den ersten Jahrhunderten vollzog sich auf den Straßen des Römischen Imperiums; im Entdeckungszeitalter folgten die Missionare den spanischen und portugiesischen Seefahrern und Conquistadoren; die neueste Missions-epoche spielte sich ab im Rahmen des großen Jahrhunderts der französischen, britischen, belgischen Kolonien. Heute steht die Kirche mit ihrem missionarischen Anspruch erstmals auf breiter Linie selbständigen Staaten und selbstbewußten Menschen gegenüber und hat viel mehr Mühe, durch die psychologische Sperrwand hindurch an sie heran und in sie hinein zu kommen.

Man spürt diese psychologische Fremde im Ausgeliefertsein an die einheimischen Lokal- und Landesbehörden und ihre „Schikanen“, wenn man das so nennen will, wegen der Visa, wegen des alterworbene[n] Landesbesitzes, wegen altgewohnter Verhaltensweisen, die heute nicht mehr angehen, und schon da und dort kam es zur Ausweisung einzelner oder gar aller Missionare.

Man fühlt sich auch „ausgeliefert“ an die einheimischen Bischöfe. „Unsere“ Missionen sind ja am Verschwinden. Das Geschlecht der europäischen Missionsbischöfe stirbt mit der gegenwärtigen Generation aus. Wir werden Diener der Lokalkirche, dort, wo und solange man uns braucht und wünscht. Wir werden die menschliche Gestalt der Kirche, die auch in Europa für uns eine Glaubensprüfung und Glaubensbewährung bedeutet, erfahren und annehmen müssen. In finanziellen Auffassungen und pastoralen Methoden denken die einheimischen Priester und Bischöfe oft anders als wir, was nicht ohne weiteres heißt schlechter, vielleicht aber schon. Wir werden unsere Meinung nicht mehr aufdrängen können. Nach dem Verlust der politischen Hegemonie muß man sich sehr hüten vor geistigem Neokolonialismus. Sogar die liturgische Erneuerung fand da und dort Widerstand, weil sie von uns Weißen aus gekommen ist. Wir können nur in sehr behutsamem Dialog mithelfen, daß die guten Ideen ihre Ideen werden und von ihnen aus wachsen.

Das setzt eine große Loslösung voraus, nicht bloß von äußern Dingen, sondern von sich selbst. Wir ziehen in die Fremde! Der Missionar der Zukunft muß es zustande bringen, sich in dieser Heimatlosigkeit heimisch zu fühlen. Er darf nicht mehr in nationalen Kategorien denken, sondern in ekklesialer Schau. Er muß die Berufung in die Kirche nicht bloß theoretisch-theologisch, sondern auch praktisch-existenziell höher schätzen als die Verwurzelung in einem nationalen Bluts- und Geschichtsverband.

Dann wird er sich überall wieder zuhause wissen, wo er in der Kirche leben und für die Kirche wirken kann, letztlich freilich im Bewußtsein, daß christliche Existenz, ob in der Mission oder in der Heimat, überall und immer im biblischen Verständnis „paroikia“ ist: Wohnen in der Fremde,

Hinausgestreutsein unter die Heiden, vorübergehender Aufenthalt, Dasein ohne Bürgerrecht und ohne Heimat, weil unsere „polyteuma“, unser Heimatort, im Himmel ist (Phil 3,20).

Indes, so ernst wir diesen Heimatort nehmen, wir sollen uns nicht zu schnell damit trösten. Wir stehen unterdessen noch mit beiden Füßen auf der Erde und haben diese Welt nicht zu fliehen, sondern zu bewältigen.

II. EINE ENTDECKUNG: DIE FREMDE ENTPUPPT SICH ALS HEIMAT

Papst Pius XII. schrieb in „Evangelii Praecones“ 1951, zur Zeit also, als Mission für den Missionar begann, im geschilderten Sinn Fremde zu werden: „Der Missionar soll jenes Gebiet, in das er gekommen ist, um ihnen das Licht des Evangeliums zu bringen, wie eine zweite Heimat betrachten und mit aufrichtiger Zuneigung lieben.“ Das ist freilich nicht Sache eines Befehles, sondern einer Entdeckung. Denn Liebe kann nicht befohlen, sondern nur erfahren werden.

Der „Fremdheitscharakter“ des „sarx“ entpuppt sich nach dem christlichen Weltbild, wie es nachträglich erkannt wurde, als Höhepunkt und Angelpunkt, als Sinn und Ziel der ganzen Schöpfung. Der Logos wurde der „Erstgeborene vor aller Schöpfung“ (Kol 1,15). Er wollte nicht bloß am Rand in die Schöpfung eingehen, nicht bloß zu einem vorübergehenden und gnädig lächelnden Anstandsbesuch, sondern an die Spitze und ins Zentrum. Denn er kam ja, indem er die „sarx“ und diese Menschheit annahm, nicht in die Fremde, sondern „in sein Eigentum“. Der Missionar der Zukunft wird in dieser theologischen Optik den Glauben haben und die Entdeckung machen müssen, daß Fremde und Fernste in der Kraft des Evangeliums zu „Nächsten“ werden, ob diese selbst es einsehen und anerkennen oder nicht.

Er wird darum gerade durch das Ziehen in die Fremde die Einheit der Menschheit entdecken, über alle geschichtlichen, kulturellen, politischen, religiösen, rassischen Unterschiede hinweg. Hinter der Vielfalt von Gebräuchen und Gewohnheiten, der Farbe des Haares und der Haut, hinter dem neureichen Minister und dem abstoßenden Aussätzigen wird er den Menschen entdecken, den Adam, nicht bloß als Objekt seiner Missionstätigkeit, als potenzielle Ziffer im Taufbuch und in der Statistik, sondern den Menschen schlechthin, den Bruder, ein Stück von sich! Diese Entdeckung wird nicht eine Folge sein der Beschlüsse von Delegierten und Regierungen, welche die Menschenrechtserklärung annahmen. Die Einheit der Menschen ergibt sich nicht als kaltes Postulat der reinen Vernunft, ist nicht eine bloße Tatsache, die man aus praktischen Gründen anerkennen muß, sondern sie ist bereits gegeben im übergeordneten Plan

und Willen, in der Liebe des Vaters aller Menschen, der im Himmel ist. Wir haben das nur zu entdecken und anzuerkennen.

Wir berühren hier einen Lieblingsgedanken des Konzils und der Päpste Johannes XXIII (in dem die Liebe des Vaters zu allen Menschen sichtbar und spürbar wurde!) und Paul VI. Der Missionar muß diese Gemeinschaft erfahren im Haut an Haut, in Not und Freude, in Hunger und Hilfeleistung. Als ich im letzten von meinen drei Missionsjahren zum Pfarrer von Ifakara ernannt wurde, wissend, daß ich nur Lückenbüßer sei und nach einem Jahr in die Heimat zurückgerufen werde, wollte ich mir zuerst die nötige Zeit vorbehalten, um Notizen zu machen und Forschungsmaterial zu sammeln. Da brach die Hungerszeit herein, schlimmer als die Leute sich je erinnerten. Ich erließ einen SOS-Ruf an die Petrus-Claver-Sodalität, erhielt bald 4500 DM, konnte damit 13 t Maismehl kaufen, organisierte vermehrte Arbeitsgelegenheit und gab allen Arbeitenden jeden Abend das entsprechende Maß Mehl für die ganze Familie. Da blieb mir keine Zeit mehr „für mich“. Während ungefähr 6 Wochen verpflegte ich auf diese Weise täglich 2—300 Leute. In dieser Zeit bin ich mit den Afrikanern zusammengewachsen. Ihre Not ist meine Not geworden, und auch nach dieser Notzeit blieben wir in einem andern Verhältnis als vorher. — Noch ein anderes Erlebnis: ich saß in einem Bus, eingepfercht zwischen die Afrikaner. Wir befahren eine Bergstrecke, Kurve an Kurve. Manchen wird es schlecht. Vor mir, hinter mir, neben mir müssen sich einzelne erbrechen. Einer legt sein müdes, schweißiges Haupt auf meine Schultern. In dieser Stunde, ohne jegliche Vorrangstellung, als Mensch unter Menschen, wurde mir die widerliche Fremde zur Heimat, fühlte ich mich eingetaucht in die Gemeinschaftlichkeit aller Menschen.

So muß sich der Missionar bei jenen Menschen inkarnieren. Er muß sie nicht bloß lieben, sondern sich mit ihnen identifizieren. Dann wird er ihre Werte annehmen und bejahen. Dann wird er nicht leicht über sie herfallen und sie kritisieren, denn niemand kritisiert gern sich selbst. Er wird an schlechten Christen und korrupten Beamten nicht irre. Er wird selbst für unverständliche Handlungen und Haltungen Verständnis haben und Verständnis wecken, ohne dadurch alles gutzuheißen. Er wird Kitt sein, der die eine Menschheit stärker bindet, als sie die zentrifugalen Kräfte bedrohen.

Indem der Missionar in dieser einen Menschheit das eine Angesicht des Menschen, sein eigenes Angesicht erkennt, wird er auch zusätzlich den religiösen Menschen entdecken, der in der einen Heilsgeschichte mit ihren zwei Stufen, der allgemeinen und der besonderen, lebt und das Heil erfährt. Was immer man von den „anonymen Christen“ denken mag, heute wo zwei Drittel der Menschheit nichtchristlich sind, wo wir Christen noch 30%, ums Jahr 2000 aber nur noch 16% in der wach-

senden Menschheit darstellen, muß man eine sinnvolle und konstruktive Deutung für die Religion der nichtchristlichen Massen finden. Man kann es doch Gott nicht antun zu meinen, daß er fast die ganze Menschheit in den grundlegenden Lebensentscheidungen total in die Irre gehen lasse.

Der Missionar der Zukunft wird darum nicht mehr bloß Ethnologie, sondern die Theologie der nichtchristlichen Religionen gründlich studieren. Er wird fortan nicht mehr bloß seine Christen betreuen und „Heiden“ zu gewinnen suchen, sondern auch den „unbekehrbaren“ Nichtchristen sein wirkliches Interesse zuwenden, um sich gegenseitig in der Gemeinschaftlichkeit des Gottesglaubens und des einen Heilsweges verbunden zu wissen. Der Missionar der Zukunft wird nicht mehr mit der Fackel in der Hand in die rabenschwarze Nacht des Heidentums ziehen, sondern mit erleuchtetem Auge in „heiliges Land“, wo er zwar noch nicht die Fußspuren des menschgewordenen Gottessohnes entdecken, wohl aber bereits den Hauch seines Geistes spüren kann. Er wird dann feststellen, daß Gott uns bereits voraus ist, und wird sich auch unter den Nichtchristen, in ihren Tempeln und Moscheen und Hainen, wohlfühlen. Eine solche Grundhaltung wirkt befreiend, verbindend, und zugleich animierend. Denn durch uns sollen sie ihr „Hodie“, ihr Heute, erleben. Gott wartet auf die Stunde der Selbstoffenbarung bei ihnen. Er hatte sie schon lange im Auge und im Herzen. Durch uns will er ihnen „heute“ seine Liebe in Christus Jesus voll offenbaren und schenken!

Damit ist schon gesagt, daß wir in diese eine Menschheit der einen Heilsgeschichte hinein mit einer Mission betraut sind.

III. DIE SENDUNG: WIR SIND BEVOLLMÄCHTIGTE HEROLDE DES REICHES GOTTES

Nichts mehr und nichts weniger! Für jene Menschen und Völker, „die noch fern sind von Christus“ (Ad Gentes 23), haben wir eine entscheidende Botschaft zu bringen: sie sollen „herausgerufen“ werden aus ihrem bisherigen Dasein, sollen „die Macht bekommen, Kinder Gottes zu werden“, sollen der Kirche, der „ek-klesia“, der Gemeinschaft der zu besonderer Liebe und Auserwählung „Herausgerufenen“, angehören.

Die zentrale Bedeutung der Verkündigung bleibt in Geltung, trotz der Gewissens- und Religionsfreiheit, trotz der Aufwertung der nichtchristlichen Religionen, oder gerade deswegen. Denn Gewissensfreiheit schließt zwar jedes Druckmittel aus, weil es für geistige Entscheidungen nicht adäquat ist, schließt aber die Verpflichtung, nach der vollen Wahrheit zu suchen, ein. Und Aufwertung der Religionen muß Hand in Hand gehen mit der Aufwertung des Christentums als letzte und einzigartige Offenbarung Gottes in Christus.

Das „image“ des Missionars hat sich in den letzten Jahren bereits stark geändert. Wenn er früher infolge der Umstände vielfach Schul-Priester, Bau-Priester, Jäger-Priester war, so ist er heute wieder vor allem der Priester-Priester geworden. Er ist einer, dem etwas auf dem Herzen brennt, der etwas zu sagen hat, der weiß, warum er dorthin geht — sonst würde er ja heute überhaupt nicht mehr gehen! Er weiß, daß er allein nicht laut genug rufen kann und wird darum alles tun, um auch die Brüder-Missionare und die Schwestern an der Verkündigung teilnehmen zu lassen (vgl. Ad Gentes 26). Er wird auch suchen, mit den Mitchristen gemeinsam die Heilige Schrift zu übersetzen und zu verbreiten, um der jährlich wachsenden Schar der Alphabetisierten das Buch zu schenken, das Gott für sie bestimmt hat. Er wird es als Fügung der Vorsehung betrachten, daß ausgerechnet in der Zeit der Bevölkerungsexplosion die Massenmedien entwickelt wurden, die es uns ermöglichen, die heraufziehenden Massen mit der Botschaft zu erreichen und die Welt in einen Hörraum des Evangeliums zu verwandeln.

Er wird sich in seiner Mission vor drei Extremen und Exklusivitäten hüten:

1. Er glaubt nicht, daß alles Heil von ihm abhängt.

Er macht zwar das offizielle Angebot als Vertreter der institutionellen Kirche. Und „jene, die ihn aufnehmen“, haben Gewähr, dank der sichtbaren und wirksamen Zeichen der Sakramente, daß sie „Kinder Gottes werden“. Wenn sie aber aus Gründen, die Gott allein kennt, dieses offizielle Angebot nicht annehmen, hat dieser Gott noch weitere Wege, um sie zur rechten Zeit und am rechten Ort doch noch zu finden. Wir müßten heute die Theologie der außersakramentalen Gnaden sehr beachten, nicht um die Sakramente zu entwerten, sondern um beide Gnadenkanäle in ihrer Korrelation zu sehen.

Nur aus dieser Überzeugung heraus versteht sich die Zuversicht, die das ganze Missionsdekret kennzeichnet. Trotz der vielen ungelösten Fragen und der riesigen Aufgaben keine Spur von Panik-Stimmung! Wir dürfen heute bei allem Eifer eine gewisse Gelassenheit haben, „nicht aus Trägheit, sondern aus Theologie“ (V. Schurr, in: Gott in Welt II, S. 380). Gott ist größer als wir!

2. Er begnügt sich nicht mit der Erstverkündigung.

Es ist schön, einmalig, geradezu sensationell, Neuland zu erobern, Menschen erstmals etwas sagen zu können, „daß ihnen die Augen aufgehen“, an so und sovielen Orten erstmals in der Heilsgeschichte das Opfer des Neuen Bundes gefeiert zu haben.

Aber nach dem erreichten Höhepunkt der Tauffeier geht es darum, mit den Neuchristen nun den Höhenweg zu gehen, sie nicht bloß angelockt zu haben, sondern ihnen jetzt die Verheißungen zu erfüllen, die erstmalige Begegnung mit Christus ihnen nun zur dauernden Jüngerschaft zu machen. Die Be-Ruf-ung, die Gott an diese bestimmten Menschen durch den Missionar ergehen ließ, muß nun im täglich neugehörten Ruf aktualisiert und im ver-antwort-lichen Handeln ratifiziert werden. Kurz: der Missionar der Zukunft wird mehr und mehr nicht bloß die missionarisch-extensive, sondern die pastorale, intensive Funktion der einen Kirche vertreten und verwirklichen müssen. Das wird er nicht aus dem Handgelenk zustande bringen. Er wird sich von der nachkonziliaren Literatur und den Erfahrungen und Methoden der Heimatseelsorge anregen lassen, damit er seinen Christen im Umbruch und im kommenden Industriezeitalter auch ihres Landes den Weg durch die Zeit weisen kann.

3. Er wird nicht bloß Leib-Sorge, nicht bloß Seel-Sorge treiben, sondern dem einen ganzen Menschen das Heil verkünden.

Man mag das „comprehensive approach“ nennen oder „Schalomatisierung“. Jedenfalls dürfen Verkündigung und Diakonie im weitesten Sinn nicht als Alternative, sondern als Einheit gesehen werden. Wir haben nicht bloß zu lehren, was Christus lehrte, sondern auch zu tun, wie er getan. In diesem Tun wird sich die Lehre inkarnieren, Fleisch und Blut bekommen, wird echt, lebenswarm und glaubwürdig werden.

Entwicklungshilfe im kirchlichen Rahmen geschieht darum nicht bloß aus Pragmatik, sondern aus Theologie. Sie ist nicht Verkündigungs-Ersatz, sondern vielmehr notwendiger Verkündigungs-Zusatz. Sie ist Konkretisierung des „neuen Gebotes“, wie es im 20. Jahrhundert gemeint ist, Zeichen des erbarmenden Gottes in einer Welt des Hungers und der Krankheit.

Der Missionar der Zukunft wird bereit sein, sich für eine bessere Welt zu exponieren, sich zu engagieren, wenn es nötig ist, dafür — bildhaft gesprochen — auf die Barrikaden zu steigen, sowohl für das Heil des Einzelmenschen wie der gesamten Dritten Welt. Wir „Priester und Leviten“ sind im Gleichnis des Mannes, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel, für alle Zeiten genug an den Pranger gestellt. Wir können uns ein derartiges „désintéressement“ gegenüber dem Menschen in Not nicht mehr länger leisten.

Bevor wir eine Theologie der Entwicklungshilfe richtig ausgebaut haben, bahnt sich die Theologie der Revolution an. Wir können die fällige Revolution doch nicht einfach den Marxisten überlassen. Che Guevara und Camilo Torres sind die ersten, aber nicht die letzten jener Menschen, die wir — mit allen Reserven — als „Heilige unserer Tage“ bezeichnen kön-

nen. Nicht nur eine Anzahl Priester und Bischöfe von Latein-Amerika haben ihre diesbezüglichen Auffassungen formuliert, sondern auch die Konferenz von Beirut im April 1968, organisiert vom Ökumenischen Rat der Kirchen und der katholischen Kirche, hat unter anderem folgendes zu sagen gewagt: „Der Weg zu Gerechtigkeit muß ein Weg mutiger, dynamischer Liebe und gewaltloser Revolution sein . . . Wo aber die Ungerechtigkeit dermaßen in den bestehenden Strukturen einbetoniert ist und die verantwortlichen Träger keine Veränderung zulassen, mag der Mensch durch sein Gewissen letztendlich in voller und klar erkannter Verantwortung ohne Haß und ohne Verbitterung zum Engagement in der gewaltlosen Revolution geführt werden.“ Solche Sätze hätte man vor 5 Jahren noch nicht geschrieben, und sie werden uns die nächsten Jahre noch viel zu schaffen geben, theologisch und praktisch. Papst Paul VI. hat inzwischen im Namen des Evangeliums ein Veto eingelegt und gesagt, es sei eine Illusion zu glauben, daß Gerechtigkeit durch Gewalt herbeigeführt werden könne. Wenn somit die gewaltsame Lösung sehr in Frage gestellt ist, so vermindert das um nichts das Engagement der Christen und der Missionare zum Einsatz für eine gerechtere Welt.

Wenn nämlich unsere Missionare nicht aus den Bastionen der aufgebauten Missionsstationen hinausgehen, sich führend und animierend in die Selbsthilfe-Bewegung der jungen Länder eingliedern und mit dem nötigen Elan vorangehen; wenn unser ganzer Missionspropaganda-Troß es nicht zustande bringt, wirksam für die Ideen von „Populorum progressio“ und der Kommission „Justitia et Pax“ zu werben und eine Revolution der Güte durch unsere entwickelten, christlichen Länder gehen zu lassen; wenn wir uns also nicht mehr aufrufen könnten, die Nächstenliebe im Sinn und Maß des Evangeliums zu üben, daß dadurch die Welt verändert werde und diese Welt daran erkenne, daß wir wirklich Jünger Christi sind — dann müßten wir uns nicht verwundern, sondern eher wünschen, daß die andere Alternative, die marxistische Revolution, Oberhand gewinne, die, mit Methoden und Motiven, die keineswegs evangelisch sind, im Grunde doch die evangelische Lehre von den zwei Mänteln in der Dimension der heutigen Welt zu verwirklichen sucht.

Das ist das Bild des Missionars der Zukunft in einigen Andeutungen und vagen Umrissen. Das dürfte wohl auch seine Rückwirkungen auf die Heimat haben, wo wir es spüren und darunter leiden, daß Mission angeschlagen und weithin abgewertet ist und wo sich bereits ein katastrophaler Rückgang von Missionsberufen bemerkbar macht. Sollte nicht die neue Schau und die Forderung nach radikalem Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit in der einen Welt die heutige Jugend faszinieren?

Im übrigen wissen wir, daß Mission der Kirche überleben muß und überleben wird. Denn Kirche kann nicht aufhören, missionarische Kirche zu

sein. Sie würde sonst überhaupt aufhören, Kirche zu sein, und das wird sie nicht. Ihre Unvergänglichkeit (Mt 16,18) ist ihr nicht bloß verheißen um ihrer selbst willen, sondern auch um der Menschheit willen, die die Kirche braucht, nachdem Gott diese Menschheit in Gnaden angesehen hat und retten will.

Wir werden darum weiterhin Missionare haben, nicht in erster Linie als Produkte unserer Werbung, sondern als Beschenkte mit dem besonderen Charisma und der besonderen Berufung. Wenn wir heute den Heilswillen Gottes (1 Tim 2,4) als mächtig und wirksam annehmen, warum nicht auch seinen Berufungswillen? „Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen?“ (Mt 8,26). Oder läßt Gott etwa die Abnahme der Missionsberufe eine Zeitlang zu, damit wir noch radikaler einheimische Kirche werden lassen? Damit wir die Laien noch mehr mobilisieren? Damit wir die innere und äußere Reform unserer Orden und Missionsgesellschaften noch ernster durchführen?

Die wir in seinem Geiste leben, leben wir auch in seiner Zuversicht! Nehmen wir teil an der Großzügigkeit Gottes, der die Menschen in die Freiheit entließ mit allen Risiken bis zur Sünde. Auf geraden oder krummen Wegen wird Gott sein Ziel doch erreichen! Wir haben keine Garantien, daß die jungen Völker sich politisch und wirtschaftlich ruhig weiter entwickeln — im Gegenteil, das einzige Stabile scheint unterdessen die Unstabilität zu sein. Wir haben keine Garantien, daß die jungen Kirchen sich bewähren und gar, wie wir es wünschen möchten, die alten Kirchen an Christlichkeit und Kirchlichkeit übertreffen. Wir haben keine Garantien, daß aus unserer Jugend wieder Missionsberufe hervorgehen werden nach dem Soll unserer Berechnung. Doch der Christ lebt letztlich nicht von Garantien. Wohl aber lebt er auf eine Verheißung hin und von der Hoffnung auf den lebendigen Gott, der uns in Jesus Christus zu Dienern seines Evangeliums gemacht hat.